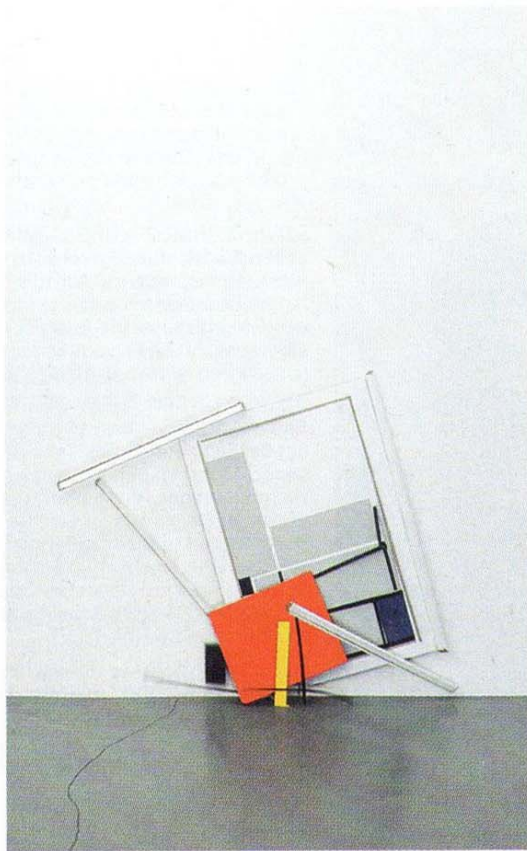


Auf hoher See

Clea Stracke & Verena Seibt in der Galerie Esther Donatz

Junger Mann mit Vollbart konsumiert Kunst. Ziemlich normales Szenario. Wir folgen ihm durch das Museum Ludwig in Köln. Unterbrochen von störungsanfälligen unscharfen Bildern der Überwachungskamera, und unterbrochen von den Filmaufnahmen des Vollbärtigen selbst. Drei Kameras erzählen eine surreale Bilder Geschichte, die Raum, Mensch und Kunst ins Wanken und zu Fall bringt. Der Boden bäumt sich auf, der Mann stolpert, versucht sich wieder zu fangen, gerät ins Rutschen, versucht sich an einer Skulptur festzuhalten, fällt, schlittert haltlos von Wand zu Wand, von rechts nach links und wieder zurück. „Tableau I“ von Piet Mondrian fällt von der Wand. Ausgerechnet das Museum wird zum unsicheren Raum für die Kunst. Body tumulto. Alles am Boden und/oder kaputt. Ausnahmezustand. Extremsituation. Sieben Minuten dauert der Film mit dem schön kafkaesk anmutenden Titel „Der Fall K.“ – der auch der Ausstellung ihren Titel gibt.



Dem gefallenen Mondrian aus dem Film begegnet man noch einmal an der Wand gegenüber, vier Fotos dokumentieren Sturz und Zerfall in sämt-

liche Einzelteile. Doch das Kunstwerk geht nicht kaputt sondern mutiert, erschafft sich neu als skulpturale Auflösung seiner selbst.

Für ihre zweite Solo-Show in der Galerie Esther Donatz hat sich das Künstlerduo Clea Stracke (geb. 1982 in Berlin) und Verena Seibt (geb. 1980 in Dachau) mit der Frage „Kann man sich mit Kunst zudecken?“ beschäftigt. Wörtlich und im übertragenen Sinn.

Ist das kaputt oder Kunst? Ein Mondrian zerfällt in seine Einzelteile und wird als skulpturale Auflösung wiedergeboren.

Also: Welche Funktion bekommt Kunst, wenn es nichts mehr zu essen gibt, wenn die Katastrophe eingetreten ist? Wird sie überflüssig? Oder kann sie zum Ankerpunkt werden wie in der Videoarbeit, mit der sich Stracke und Seibt auf das Gemälde „Das Floß der Medusa“ (1819) des französischen Malers Théodore Géricault beziehen?

Das großformatige Ölgemälde, das das tragische Schiffsunglück der Fregatte ‚Medusa‘ im Sommer 1816 zeigt, schwimmt nun selbst auf dem offenen Meer, schaukelt mit den Wellen auf und ab, wird selbst zum Floß. Es gibt keinen Horizont, keinen Himmel, kein Ufer, nur Wasser. Bewegung statt Boden, und so dauert es nicht lange und der Betrachter des Films gerät tatsächlich ins Schwanken. Das Bild wird zum einzigen Ankerpunkt, der aber selbst dem Wellengang ausgeliefert ist. Nichts ist sicher, weder die Kunst

noch die Räume, in denen sie stattfindet. Und so ist es nur konsequent, dass der Galerieraum vorsorglich durch Schalungsstützen gesichert wird. Eine simple aber äußerst wirksame Installation, die die Selbstverständlichkeit von Kunst in Frage stellt.

Barbara Teichelmann